

Der Pan von Oseia.

Erlebnis von Georg v. d. Gabelenk.

Im abgelegensten Teil der Abzügen stieg ich einst auf einen der fahlen, sonnenverglühten Berge, zu dem von fern der Niesenjaphit des Adriatischen Meeres heraufschallt. Beim Rückweg saumte ich lange, und schon sanken lila Schleier auf die Berge, Land und Tal von Oseia. Ich verschlechte den Pfad und geriet in die Einsamkeit einer Felschlucht. Eine Firtchen-Quelle stand unweit eines Quells. Die Tür war offen. Ich trat herein. Der Raum war leer.

Schon wehte Dämmerlicht durch ihn hin. In der Ecke erkannte ich das Lager des Firtchen, Schaffelle über einer Schütte von trockenem Gras. An den Steinwänden hingen Bündel von Maiskolben und getrockneten Zwiebeln, Kräutern und Tomaten. Auf dem rohen Steinherd stand in der erkalten Asche ein Kontrug. Neben der wettergegrauten Firtchen, die los in den Angeln hing, waren einige Armvoll trodene Reste von Wein und Steinchen aufgeschichtet.

Da ich drinnen niemand fand, der mir vielleicht den kürzesten Weg zum Tal hätte zeigen können, trat ich wieder heraus. Schon wollte ich weiter gehen, als ich über mir in einiger Entfernung, hinter großen Felsbrocken vor, wo eine Herde Ziegen und Schafe weidete, eine einfache Flöte hörte, unbeholfene und fast rauhe Töne. Ich rief, da tauchte plötzlich über einem der Büsche ein menschliches Antlitz auf und ein von einem grauem, verwittertem Schaffell umhüllter Oberkörper. Jotiger, graubrauner Bart umrahmte das dunkel gebrannte Gesicht des Firtchen. Wie eine kurze Wähne umflog wirres Haar die Schläfen.

Der Firtchen starrte mich einen Augenblick mit feindseligem Ausdruck an, beantwortete aber meinen Anruf nicht, sondern duckte sich wieder hinter den Felsen. Als ich einige Schritte emporstieg und nach der abenteuerlichen Gestalt suchte, war sie nicht zu finden. Ich konnte mich nicht lange aufhalten, ließ den Widlen laufen und war ohne seine Hilfe eine Stunde später drinnen in Oseia.

In der Oseia traf ich den Pfarrer des Ortes und fragte nach dem sonderbaren Firtchenpieler droben am Berge. Der Pfarrer lachte:

„Ach, Sie sind unsern Widlen begegnet? Ja, das ist eine eigene Geschichte mit dem. Sie wissen vielleicht nicht, wir haben hier in der Kirche ein Bild des wunderlichen Antonius, der den Tieren des Waldes und sogar den Fischen predigte. Nun, Andrea Pascale, den ich heute den Pan von Oseia nennen möchte, war seinerzeit ein wilder, übermütiger Bursche. Niemand, er selbst nicht, kannte seine Herkunft. Er war ein Firtchen, ein wenig beschränkt vielleicht, und hatte den Teufel im Leibe. Es gab keinen Schabernack, den er nicht ausgeführt. Am meisten hatte mein Vorgänger, Don Matteo, unter ihm zu leiden. Der tolle Andrea ärgerte den alten Herrn, wo er nur konnte, weil dieser einst ein Mädchen vor seiner Liebe geblüht hatte. Und als die Betreffende daraufhin einen anderen heiratete — sie tat recht daran, denn Andrea war wirklich kein Mann für ein anständiges Mädchen —, da wußte sich der Bursche vor Wut und Nachsicht nicht zu lassen. Bei einer Mausei fiel er über seinen Nebenbuhler her, verwundete ihn mit dem Messer und wurde einige Monate ins Gefängnis gesperrt. Dann tauchte er wieder hier auf, um es schlimmer als je zu treiben. Die Leute waren manchmal nahe daran, den Unruhestifter mit Gewalt zu verjagen oder totzuschlagen. Eines Tages rührte den armen Don Matteo der Schlag. Ich glaube fest, der Ältere über diesen unverbeßlichen Firtchen hatte ihn ins Grab geworfen.“

Auch als ich herkam, vor nunmehr zehn Jahren, mußte ich mich dauernd der Zügel dieses Firtchen erwehren, der sich als Feind jedes Geistesbildes betannte. Fragen Sie nur die Mönche im Kloster drüben! Besonders gern spottete dieser Firtchen über unsere Heiligen. Angehen? Ach, die Gerichte sind leider heute so nachsichtig gegen derlei Dinge, was will man da machen?

Es war eines Tages im Hochsommer. Wir hatten lange Tücher geholt und wollten den Himmel um Wasser bitten, denn im Bad fidierte kein Tropfen mehr und alle Weiden waren verdorrt. Da wurde eine Prozession angeführt. Unter einem Baldachin trugen wir in feierlichem Zuge den Heiligen um unsere Flur. Der ganze Ort ging mit, der Bischof selbst war dazu heraufgekommen.

Andrea Pascale, der Heide, allein beteiligte sich nicht. Er lehnte unter einer alten Pflanze und sah uns mit spöttischer Miene vorüberziehen. Die Andächtigen warfen ihm böse Blicke zu, und waren nicht an dem Tage zwei Karabinier bei uns gewesen, es wäre ihm übel ergangen. Als wir vom Bittgang heimkehrten, schien der Himmel unsere Gebete erhören zu wollen, denn er hatte sich plötzlich mit dunklen Wolken überzogen. Der Spötter stand noch immer da, hatte sich eine Flöte geholt und blies irgend ein Gassenlied, indem er tat, als lebe er uns gar nicht.

In diesem Augenblicke geschah das Wunderbare. Aus der schwarzen Wolke entlief sich ein Gewitter mit Donner und Blitz. Wir brachten uns in Eile, ein Blitz aber fuhr tragend in die Pflanze und streifte den Burschen zu Boden.

Andrea Pascale wurde aufgehoben. Man hielt ihn für tot. Aber er erhob sich allmählich, nur die Sprache wollte nicht wiederkehren. Er ist seitdem nur noch imstande, zu lallen wie ein Kind.

Damit wir ihn hier loswürden, stellten wir ihn droben als Firtchen an. In den Bergen und in der Einsamkeit ist er nun vollends vermisst. Sie haben ihn ja gesehen und werden mir zugeben, der Name Pan paßt nicht schlecht für diesen Himmelstücker. Was er da droben auf seiner Flöte spielt, was er nun seinen Ziegen und Schafen predigt, weiß niemand. Vielleicht ist seine Stumperei doch ein Kuss zu dem, der den Blitz herabgeschickte.“

Der freundliche Pfarrer hatte geendet und blickte eine Weile schweigend in den Raum meiner Zigarre. Dann fügte er halblaut hinzu: „Am Ende rindet auch das unbeholfene Stämmeln und Flöten dieses Firtchen ein Echo dort oben.“

Der Firtchen verließ mich. Ich trat auf eine Pergola heraus, deren Dach von einer Steinmauer rechts und einer hohen Holzmauer links getragen wurde. Grillen zirpten auf dem Steinboden im Garten. Drüben reichten die Berge ihre dunklen Säulen in die Sternennacht.

Irgendwo hauchte dort oben im Dunkel der aus dem Firtchen verjahte Pan. Welch merkwürdiges Zusammentreffen hatte sein Schicksal geformt! Ein Zufall? Wir nennen Begebenheiten so, deren Geschehnisse wir nicht zu erklären vermögen. Das Steinmauer selbst, das heute droben eine Ziege, eine aufsteigende Berggabel, ein Windstoß in Bewegung setzte, das vom Steinhaufen herabstürzte und meinen Füßen zufiel, nahm diesen Weg, an Geschehnissen gebunden, Geschehnisse der Schwere, des Widerstandes, der Bewegung. Auch der Weg des Blies wird von dem Altbeweger bestimmt, der Welten ordnet und dem Sandhorn seinen Platz anweist.

Erste Liebe / Skizze von Fritz Dalichow

Als sie, ihre Schultasche im Arm, eine schwarze Baßkante schief auf dem blonden Haar, in das Altbild des Vortages trat, war nur noch ein Schloß frei. Sie kamte in ihrer Tasche, holte einen Brief heraus und verteilte sich in ihn. Es wurde ihr dabei bewußt, daß sie von einem Herrn beobachtet wurde, der ihr gegenüber saß. Sie sah ihn sich jetzt verstohlen genauer an, und es schmeichelte ihr ein wenig, daß er ihr, der kleinen Schülerin, Beachtung zollte. Gleichwohl aber wurde sie darüber ein wenig verlegen. Trotzdem fürchtete sie aber auf jeder Bankstelle, daß er aussteigen könnte, und dann wurde dies fürchtete, daß er mit ihr den Wagen verlassen möge, obwohl sie sich andererseits davon nichts versprechen durfte, da sie es weit von sich gewiesen hätte, sich von ihm anreden zu lassen.

Der Zug vernahm. Sie erhob sich, wagte ihn nicht noch einmal anzusehen und verließ nach Salten des Juges das Altbild. Sie fühlte dabei seinen Blick sie begleiten. Sie ging etwas langsamer als sonst zur Sperr und erreichte es so, daß sein Blick an ihr vorbeiglitte, während sie noch auf dem Bahnhofsplatz war. Sie bemerkte seinen langen Blick aus dem Fenster heraus und wurde rot, was sie sehr ärgerte.

Die nächsten Tage, zu Hans und in der Schule, dachte sie häufig an den Mann, der so vornehmlich von den Primanern abwich, die sich um ihre Kunst bemühten. Sie verstand zum ersten Male ihre älteren und reiferen Klassenkameradinnen, die für einen Mann schwärmten. Einer Freundin vertraute sie sich nicht an, daß sie nicht allzu mittelalt war, sondern sie fühlte ihr Abenteuer, das ihr mehr und mehr zum Erlebnis wurde. Jedoch fiel den Mitschülerinnen bald eine Veränderung bei ihr zum Bewußtsein hin auf, und der Vater, der sehr kameradschaftlich zu ihr war, da sie eine Mutter nicht mehr besaß, neckte sie einmal ob ihres nachlässigen und veränderten Wesens und fragte sie scherzend, ob sie verheiratet sei, worauf sie erwiderte, das Zimmer verließ und somit die Vermutung des Vaters bestätigte.

Sie hatte den Wunsch, den Mann einmal wiederzusehen, nach monatelangem vergeßlichen Warten schon beinahe aufgegeben. Da erfüllte er sich — wie so häufig Wünsche — gerade in dem Augenblicke, als sie am wenigsten damit rechnete. Ihre Schule feierte ein Sommerfest, bei dem sie einige Zeit am Eingang des Festgartens die Kontrolle ausübten durfte. Als sie auf eine Männerstimme hin aufschah, stand er vor ihr. Sie konnte es nicht hindern, daß sie rot wurde. Er

Semi und Kolon.

Skizze von E. Kraft-Traum.

Obgleich die beiden kleinen seidenhaarigen Japanesen nichts von der deutschen Notverordnung wußten, spürten sie doch, daß Herrchen und Fräulein nicht mehr so gut leben wie früher. Genußfüchtig rufen sie jedesmal in den großen Hotelvorbau an der Promenade, wenn sie spazieren geführt werden. Denn aus dem vornehmen Gemäuer weht immer ein Duft so süßlicher Genüsse auf die Straße, daß Semi und Kolon gierig dagegen anspringen müssen.

Dann pfeift das graubhaarige Fräulein oder ihr würdiger Herr Gemahl, und man hat große Mühe, die kleinen hungrigen Japanesen wieder aus dem Bereich der Hotelküche in die alltägliche Umgebung des netten Ehepaars zurück zu befördern. Der klein uniformierte Portier pfeift dann mit, die Hotelgäste reinzu- und etwaige Gäste hinaus zu befürworten, wie die beiden schwarzhaarigen, winzigen Hotelknechte sich überputzen und aus dem verbotenen Paradies wieder hinaus geworfen werden.

Heute geht Fräulein allein mit Semi und Kolon spazieren, weil der alte Herr aus dem Wohlfahrtsamt wegen des erbetenen Zuschusses zur Sozialrente viele Stunden warten muß. So tief verfallen ist sie in Sorge um den Kräfteverfall des Lebensgefährten, daß sie die Ausreißer im Bereich der Hotelküche ganz vergißt und selbst im Banne der Wohlgerüche stehen bleibt.

„Butter“, denkt sie, „Eier, Kaffeesmilch überbacken mit Rohweinstein, Schlagobai und Krapfapfeten... o ja, das alles würde Herrchen bald wieder stark und gesund machen.“ Und sie schreit verstimmt zusammen, als lautes Gelächter aus dem Treppenhof des Hotels gegen ihr Ohr dringt. Da kommt schon der Hüter des Gastpflanzers, der illa Betreffende, hält in jeder erhabenen Hand eines der getrockneten Pappe und wirft sie umfaßt vor Fräuleins Füße.

„Heute sind die Pfeffer bis auf den Krüchlingstisch des Maharadschah von Tschumtulaht geflogen. Drei Kilo Pfeffer und vier indische Weizenkörner mit Genußfüllung haben sie verschlungen. Ich habe es schon ein paarmal Ihrem Gatten gesagt, daß er die verfluchten Satanasale verkaufen soll. Ich will gern den Verkauf vermitteln.“

Fräulein steht hilflos in der Morgensonne und flammelt: „Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit. Bitte, ziehen Sie doch lieber dem Maharadschah etwas für das Frühstück ab, das meine Süßen gefressen haben. Aber ich... ich verhungere lieber, als daß ich sie verkaufe.“

Sehr langsam wandert Fräulein weiter. Dann bückt sie sich und hebt den ihr entgegen springenden Kolon, ihren Liebling, zu sich empor. Man hat sich zwar gegenseitig geschworen, niemals das Semifolienhepaz zu treuen, weil zu dem Strich über der Nase des einen der Punkt unter der Schnauze der anderen gehört, um den schönen Namen beider zu rechtfertigen. Aber wie n u n schon eines von beiden dem schändlichen Gemahnen geopfert werden soll, damit sich Herrchen wieder kräftigen kann, dann nur der gefragte Kolon, an dem allein ihr Herz hängt. Die Semi, das Herzblatt ihres Mannes seit zehn Jahren... nein, die muß er behalten.

Der alte Herr hat kein Geld vom Wohlfahrtsamt bekommen. Trübselig wandert er heim, denkt an die ganze, anpruchsvolle Frau zu Hause, der er heute gar zu gern ein großes Lebensmittelpaket angeliefert hätte, und bleibt schließlich bei dem Hotelportier in einem langen und aufregenden Gespräch stehen.

Und am Nachmittag, während Fräulein ihre Schläfen hält, holt er sich sein Herzblatt, die kleine, fluge, gärtliche Semi, und kramt ihr Seidenfalten ganz besonders bezaubernd. Dann drückt er den grauen Kopf gegen die schönen Augen der zierlichen Sünderin und sagt, als diese vor Wonne zu klaffen beginnt: „Still, Maus, damit Fräulein und Kolon nicht im Schlaf gestört werden! Nun, jetzt ist es Schade, meine Süße...“

Kurze Zeit darauf ist der Hundehändler abgehoppelt, und Semi wird als lebensfähiges Reisegepäck mit in das Auto vor dem Luxushotel geladen, das den Maharadschah von Tschumtulaht zum Bahnhof bringt.

Herrchen aber geht einsamen und weis nicht, was ihn mehr bedrückt, die gestülpte Geldtasche mit dem hohen Preis für Semi oder das alte, traunkrige Herz.

Als er abends heimkommt, beide Arme voll Pakete für Fräulein, ist es sehr still in der Wohnkammer. Selbst der faule

fragte sie mit freudigen Worten nach der Direktorin der Schule. Sie hatte sich nunmehr schnell gefast, tief eine Mitschülerin heran und bat sie, den Herrn zu führen. Als sie nach einer Viertelstunde von ihrem Ante befreit war, ging sie in den Saal und setzte sich zu ihren Klassenkameradinnen, während ihr Blick nach ihm suchte, den sie bald an der Seite der Direktorin entdeckte.

Nach einigen Sitzungen von Schülerrinnen folgte gemeinsamer Tanz. Sie bemerkte — und es wurde ihr fast schwindig dabei — wie er den Saal durchschritt und auf sie zukam. Fast mechanisch erhob sie sich auf seine Verbeugung und tanzte mit ihm, indem es ihr bald gelang, ihrer Rote Herr zu werden. Mit angenehmer, leiser Stimme sagte er zu ihr: „Ich treue mich sehr, gnädiges Fräulein. Sie wiederzusehen, und ich scheue mich nicht, zu bekennen, daß ich in der letzten Zeit oft an meine Reuegeoffen gedacht habe.“

„Haben Sie mich wiedererkannt?“ fragte sie mit einem Blick, der gleichzeitig Freude über seine Worte und Ärger über die Offenheit ihrer Frage ausdrückte. „Aber natürlich, gnädiges Fräulein“, sagte er, „wie könnte ich solche niedliche Fräulein vergessen!“

Sie war unendlich froh, daß sie mit ihm tanzte, und die letzten Worte, die er ihr weiter spendete, machten sie sehr glücklich.

Als man dann gemeinsam den Garten aufsuchte, um sich ein Freizeitspiel anzusehen, wußte er es so einzurichten, daß er mit der Direktorin in ihrer Nähe stand. Auf seine Bitte hin rief diese die Schülerin heran und stellte sie ihm, dem Schriftsteller „C“, vor. In Gegenwart der Direktorin gewann das Mädchen eine bisher ungekannte Sicherheit. Nur zu schnell verging der Abend. Doch brannte der Handedruck noch lange in der Hand.

Drei Tage später stand er auf dem Bahnhofsplatz ihres Vortes und erwartete sie. Sie war freudig überrascht und ließ ihm die Hand zur Begrüßung über Gebühr lange. Er sagte ihr, als er sie zu ihrem Hause begleitete, daß er sich von seiner kleinen Frühlingsblume verabschieden möchte, da er zu einem längeren Auslandsaufenthalte die Heimat verlässe.

Wie ein Stich durch ihr das Wort Abschied ins Herz, und nur schwer verdrängte sie den Schmerz. Als sie stehen blieb, da sie ihr Haus erreicht hatten, und sie ihn fragte, wann er denn wieder käme, ließ er sich verleiten zu sagen: „Ich würde morgen früh fahren. Aber wenn Sie mit den morgigen Nachmittag

schenten wollen, bleibe ich noch bis übermorgen.“ Ueberglücklich sagte sie zu, und herzlich verabschiedeten sie sich nun, indem sie ihm von der Haustür aus noch in einer ihr selbst ganz fremden Aufwallung zuwinkte.

Sie trafen sich am nächsten Nachmittag weit draußen vor der Stadt. Das hohe Kind, dessen Augen das erste Wissen um die Liebe widerspiegeln, lag wie im Traum neben ihm her. In dem Garten eines Dorfschloßes saßen sie ein. Er hatte ihr viel von seinen Reisen erzählt und sie nach ihrem Leben, ihren Interessen, ihren Wünschen gefragt. Er freute sich über das Mädchen, das so nett sprach, so freudlich den Kaffee eintrank, mit den Blumen an seinem Mund hing. Er fühlte eine tiefste Zuneigung in sich, die nur durch das Wissen um alles Leid in der Liebe nicht so ursprünglich war wie die ihre.

Auf dem Wege zur Bahn, als er die Schönheit der sommerlichen Natur um sie her, die Kraft des Lebens, die sich darin ankerte, mit Worten preies, die sie noch nie gehört hatte, wurde sie ganz still. Und als er sie nach dem Grunde ihres Schweigens fragte, brach sie in Schluchzen aus, das er bestritt wahrnahm.

„Was haben Sie, mein liebes Kind?“ fragte er und sah sie bei der Hand.

Sie weinte laßungslos. Er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und küßte ihr die Tränen von den Augen. Und als sie, glücklich über die Berührung seiner Lippen, sich an ihn drängte, da konnte er nicht anders, und so sehr er es sich auch verbieten hatte, er zog sie an sich und küßte ihren Mund, der seine Küsse umgewandelt, aber heftig erwiderte.

„Du liebes, kleines Mädel“, sagte er nur, drängte dann aber weiter. Nach fünf Minuten sogerte sie: „Darf — ich — jetzt auch Du zu Dir sagen?“ fragte sie.

„Aber Kind, wie kannst Du fragen?“

„Du — dann — küsse mich noch einmal — zum letzten Male!“ fügte sie, wieder schluchzend, hinzu. Und er küßte sie... Fast schweigend legten sie den Rest des Weges zurück. Sie saßen sich noch einmal in der Bahn gegenüber und standen dann vor ihrer Tür.

„Sel' wohl — Du!“ hauchte sie, — ich — habe Dich ja so lieb.“ Sie rief sich von seinem Handedruck los und eilte weinend ins Haus...

Sie haben sich niemals wieder gesehen.

Bastel, der Held.

Erzählung von Fritz Heller-Duisburg.

Eigentlich hieß er Sebastian Pumpenid und war Bierkutscher aus Berlin, doch nannte man ihn allgemein den Bastel. Seine Braut, der er seit dem letzten großen Schützenfest versprochen war, hieß Karoline Münch. Sie diente bei dem königlichen Konreiter a. D. Christian Schinkin am Wolfenmarkt und wurde in der Regel von alt und jung das Karolindchen genannt. Die beiden warteten nur noch darauf, daß Karolindchens Wägenausstattung in Ordnung kam. Es war beschlossene Sache: sobald das letzte Stück in der Truhe liegen würde, wollten sie gemeinsam nach St. Gertrauden zum Herrn Pfarrer gehen.

Aber da trat der Altmäcker Anton Wunderlich auf den Plan, zur Zeit Dragoner vom Regiment Ansbach-Poreuth. Dieser junge Mann, von dem man zu sagen ist, daß ihn die schmale Reiteruniform vorzüglich kleidete, schob sich so plötzlich und überraschend in den Gesellschaftsreis der Jungfer Karoline, daß der Bastel ins Hintertreffen geriet und die lebenden Stücke in Karolindchens Wägenausstattung fast zur Bedeutungslosigkeit herabsanken.

Es war leider nicht zu leugnen: Karolindchen hatte ihr Herz fürs Kriegsgewerbe entdeckt. Klipp und klar erklärte sie ihrem Bräutigam, nur einen Helden lieben zu können. Die ernsthaftesten Vorstellungen prallten wirkungslos an ihr ab, und der Bastel mußte erkennen, daß gegen den Emden eines Kavalleristen vom Regiment Ansbach mit Bürgerknechten schlechterdings nichts auszurichten ist. Da er sich nun aber einbildete, ohne Karoline sei das Leben überhaupt kein Leben, beschloß er, dem verriekt gewordenen Fräulein zu zeigen, was ein Berliner Bierkutscher wert ist. Also legte er das Schürzfell ab, zog die blankgeputzten Schulpfaffen, die gelbe Atlasweste und den blauen Tuchrock mit silbernen Knöpfen an, kündigte seinem Brauer den Dienst und zog in die Weite.

Damals brauchte der König von Preußen eine Menge Soldaten, denn in Regensburg hatten die Preußen beschloßen, sein Land aufzuteilen. Er ließ deshalb überall die Werbetrümmel rühren und schickte seine Soldaten nach Sachsen und Schlesien. Karolindchens Ansbacher mußte auch mit, alle ihre Tränen vermochten daran nichts zu ändern. Eines Tages war er samt seinem Mitreiter, den er nach der Residenz begleitet hatte, aus dem Gesellschaftsreis der armen Jungfer entflohen.

Als ein paar Wochen ins Land gezogen waren, eiferte Karoline sich ihres Bastel. Aber der ließ sich weit und breit nicht sehen; der Gebatter, der an seiner Stelle Freitag nachmittags mit dem Bierwagen vor das Haus gerückt kam, brachte die graufolle Kunde mit, daß der Bastel freiwillig nach Schlesien in den Krieg gezogen sei. Als Karolindchen den ersten Schreck heruntergeschluckt hatte, fiel sie in dumpfe Verzweiflung. Sie verwünschte ihren Selbstenfimmel, wie sie das stolze Gefühl regt gereichte, das der schmale Ansbach-Dräger in ihr geweckt hatte, und schmeckte sich nach ihrem Bastel die Seele aus dem Leib.

Der war inzwischen nach kurzer Ausbildung taffächlich in den Krieg gezogen. Allerdings hatte er sich den etwas anders vorgestellt. So erwies sich zunächst einmal, daß es angenehmer ist, einen Bierwagen von Bernau nach Berlin zu kutschieren, als in der Wägenkolonne von Braundenburg nach Schlesien zu laufen; dann traf er die Feststellung, daß sogar das Organ eines Berliner Bierkutscher im Vergleich mit dem Gargen eines preussischen Korporals ein Verzehngewitzler darstellt. Dazu kam, daß man keinen Augenblick seines Lebens sicher war.

Bei Vobositz erwachte es ihn denn auch. Das war ein verteilter Tag, ein Durchwanderer, in dem sich der Satan aussternen mochte, dazu ein Krachen und Blitzen, daß der Bastel gewaltig geneigt war, den Himmel für einen Unfallsack anzusehen. Hauptächlich stand allerdings die Kavallerie im Gefecht; die Ansbacher waren auch dabei, sie jagten an der Seite der Seydlitz-Kürassiere wie die losgelassenen Teufel herum. Es war unmöglich, ein Gefecht zu erkennen; schwarz vom Pulverdampf, lag eines gerade so aus wie das andere, und der Bastel, dem die Karoline im Kopf herumspulte, mußte es schließlich aufgeben, den Anton Wunderlich zu entdecken. Hinterher, als die Infanterie den Sinfurs nachwachen mußte, hatte er sowieso keine Zeit mehr dazu; vor ihm schloß man einen roten Nebel, und in diesem Nebel tauchten aus

solche, därtige Gesichter unter hohen Helmstücken auf. Er kamte, wohnen die Kameraden auch kamten, brüllte, was sie auch brüllten, schloß und stand und sich wie ein Verfechter, spürte mit einem Male einen harten Schlag gegen den rechten Oberarm und stieg um.

Während begann sich die ganze Umgebung zu drehen wie ein riesiges Karussell. Der Hintergrund schien in Blut getaucht. Unzählige kleine Teufel in Rüstungen, Helmstücken und Dreifüßigen sprangen wie Wespen herum. Da war ja auch die Karoline unter ihnen — wo kam die denn plötzlich her? Sie trug das Gelbste aus dem Spind der Gnädigen, das sie immer anzulegen pflegte, wenn die Frau Konrektorin zu ihrer Schwester nach Neuruppin verreiste. Süßlich sah sie aus, die Karoline. Das mochten auch die Teufel finden, denn sie kamen jetzt im zierlichen Menetttschritt herangejagt. Einer, ein großer, stiermännlicher Kerl mit einem hochgezogenen Schnäuzer, trat auf sie zu und sagte: „Darf ich Ihr einen Helben servieren, Mamsehl? Willst du diesen hier?“ Dabei schnappte er sich mit seiner Rüstung einen schlanke Ansbach-Drachener und baute ihn wie eine Puppe vor Karoline auf. Der Vastel meinte, das Herz stünde ihm still; denn er erkannte sehr wohl den Anton, seinen Nebenbuhler. Aber — o Wunder! — die Karoline schüttelte energisch das hübsche Köpfchen und sagte: „Das ist doch kein Viertelstücker, das ist ein Kadasse. Und verdammt ist er auch nicht, also nicht einmal ein Feld.“

„Aha, dachte der Vastel, also verwundet muß man sein, um als Feld zu gelten. Ein ich eigentlich verwundet? Das war ihm nicht ganz klar. Eine Stimme sagte: „... den bauen wir wieder zurecht, ein steifes Bein wird er behalten.“

Da schlug der Vastel die Augen auf. Vor sich erblickte er nicht die Karoline, sondern einige vornehme Herren in glänzenden Uniformen. Einer, der ganz vorn stand, sah weniger vornehm aus. Ein blauer Soldatenrock war zerfetzt und von Flecken überzogen; auf der linken Brust klebte ein großer glänzender Stern. Der Mann war klein und schwach, hatte ein verwitertes Soldatengesicht mit großen blauen Augen darin und trug einen Dreifüß auf dem Kopf. Der Vastel konnte den Blick nicht von dem kleinen Manne wenden, dabei kam ihm das verschwommene Bild von der Karoline und den vielen Teufeln nicht aus dem Kopf. Bloß um den Alp loszuwerden, der auf seiner Brust hockte, fragte er schließlich: „Bin ich vielleicht verwundet?“ Der kleine Mann beugte sich zu ihm nieder.

„Ja, mein Sohn“, sagte er, „er hat für Seinen König gebüht. Er ist ein Held.“ Bevor der Vastel noch eine Antwort darauf wollte, waren die Herren schon weitergegangen. So tat er einen tiefen Atemzug und sah sich um. Eine blaue, herdurchworfene Sammetkugel stand zu seinen Füßen. Nachher überlebten, Soldatenlieder erklangen hier und dort. Jemand rief: „Wohin, Friedrichs Heer!“

Glücklich lächelnd schloß der Vastel die Augen. Er dachte an die Karoline, an die Wälscheausstattung, die doch einmal fertig werden mußte, und an den Herrn Pfarrer von St. Gertrauden. Sein König hatte ihn einen Helben genannt, dagegen konnte der Ansbach-Drachener nicht aufkommen. Der mußte sich geschlagen bekennen. Und die Karoline — nun der würde er, der Vastel, schon zeigen, daß er ein Held war.

Am Meer.

Eine Erinnerung von Johannes Schlaf.
Wir wollen ans Meer gehen. Aber nicht dorthin, wo wir den Sturmfluten Salinen fressen. An die sommerliche Ostsee. Und bei Pöten Meeresquartieren wir uns ein. Das kleine Haus wachsalb gefärbten, die Fensterchen, in denen rote Geranien stehen, weihnachtsmäßig, zwei sauber gestrige Spatierlinden davor, an der Wand, zu beiden Seiten der Haustür, rote zum Trocknen aufgehängt. Den das Giebelstübchen ist unser Unterkunft. Zwei blaue Leinwanddecken mit irgendwelchen phantastischen Landschaften drauf vor den beiden Fensterchen, eine blaue Tapete mit irgendwelchen Arabesken, bei den Fenstern ein Tisch mit einer geblühten Wachsstockdecke, an der Wand drüber ein Bild mit einem Segelschiff, das in einen hellblauen Himmel ragt, ein weiß und gold gefärbtes Regenschirm auf vierfüßigen Meerestischen zwischen weissen Wellenschäumen, darunter der Vers: „Das Schiff fahrt durch die Wellen / Nach weitem, fernem Strand; / Wenn Wind die Segel schwellen, / Liegt fern der Heimat Land.“

Am Spiegelglas überm Wälschisch eine rotbraune Langranke, die wohl ein Sommergast dahingehängt hat. Auf einem Ungeheuer von altem, braunem Schrank eine Reihe von großen, bunten, abenteuerlich erloschen geformten Wälschen. Vom blauen Himmel, an dem weiße Wälschen ziehen, scheint die stille Sundastragone herein; fern vom Strand her dröhnt die Brandung.

Von hier aus machen wir unsere Streifen. In die Landschaft hinein, zwischen Wälschen, auf denen bunte Kinder weiden, und sommerliche Schornen an kleinen und fischengeäumten blauen Borden hin, auf erhabtem Uferland, wo weiße Kordellinen hell zum hellblauen Meer hinabragen, durch schönen Buchenwald, an einem einsamen Hingegrad vorbei. Vor allem aber immer wieder hin zum Meer, zum Meer.

Vormittag. Wir treten aus der Haustür hervor in den warmen, flirrenden Sonnenglast hinein, bummeln die Gasse hinauf. Graubraun, mit läppig goldgrünen Moosflecken, leuchtet ein Strohdach in den tiefen Sommergasse. In den kleinen Fensterbänken Blumen; aus offenen Haustüren dämmern in weichen Umfängen die Gerate der Vorflure. In den Vorgärten hochgelungene Feuerkisten, gelbe, rote, weiße Rosen, Bäumen, Karawannentischen, Eichenmatten, Eisenmatten, blaue, gelbe, weiße, rote Kleider und gefüllte Tansendstücken. Eine gelbe Kugel vor dem dunklen Hintergrund eines Hausflurs. Kleine Kugel mit der sonnenbestrahlten gelb und braunen Wälschfarbe ihrer Dünghäuser, Säulen, das frische Gelb geklammert, zu Pyramiden aufgeschichteten Stößen.

Durch Felder hin zum Strand. Bunte Feldblumen glücken in goldbreiter Getreideflut, raus dunkelgrün bedecken sich Karstfeldsteine über Flache hin, von Wälschen her brüllt und blüht Weibewich.

Endlich die Dünen. Zwischen zwei in der Sonne blendend weissen Erhöhungen triffst, groß, sehr still, noch wie fern, tiefdunkelblau ein Streif vom Meer.

Durch den tiefen Sand, hartspitzen, graugrün borstigen Dünenhafer hin dem breiten, so herrlich lodenden Gelb entgegen. Und nun auf der weissen Oede des Strandes vor der mächtigen, mit breitem, weissen Schäumen heranwühlenden, unter brüllendem Gedröhn auf dem graphitgrau nackten Uferland zerbrechenden, dunkelschillernden, hellblauen, violetten, grünen, braunen Wälsche. Zwischen braunroten Tanghaufen und Wälschschutt hin durch das von der leichten Seebürste erzeugte Gefälle und Gefälle des Sandes bis zum äußersten Rand, dort, wo der alte Riese mit letzten launigen Ellipsen verrinnenden grauen Dünen hin der kaum die äußerste Spitze des Schubes fesselt. Nach rechts und links die herrlich weisse Strandlinie mit ihrem Weg unter den Dünen, den lichtgrünlichen harrenen Massen des Dünenhafer hin. In ihrer Ferne, wo sie ansteigt, mit einem weiten, schönen Horn sich ins Meer hineinschiebt, schimmert sie in einem hell rotweissen farbenen Hauch, der sich ins Ultraviolette hineinzieht. An der Kinnke, regungslos, im Sonnenglast, ein Segelschiff. Ein ferner Dampfzerpfecht zieht seine weissen Rauchschlange. Zwischen dem großen, einsamen Donner der Brandung durch den fern hinter der Dünenlinie dünn und schwarz, windvertragen das Krachen der Fährte, das Gebrüll des Weidewiches herüber. Das still trübsinnige, wimmernde, flüsternde, fälschliche Spiel der Quallen, unter der Zeichnung oben im Mittelpunkt des zart rosa-bläulichen Tellers beben, zucken, von Sonnenblinden getroffen, phantastisch, mit jarten Wellungen, füngern die langen Fäden. Rande ziehen sich glodenförmig zusammen, nehmen sich aus wie große, opalisierende Wälschdägen, ganz wie aus feinem Tabakstauch zusammengebaut.

Novelle am Strande / Von Hans Bethge

Es war auf Westerland-Ehlt, der letzte Tag vor meiner Abreise. Ich schritt noch einmal den Strand entlang und sah dem schaumgekrönten Wasser zu. Die Wellen der Brandung gingen gelb von aufgehängtem Sand. Die Sonne stand an einem wolkenlosen Himmel. Es war ständiger Nachmittag.

Ich schritt südwärts, der Halbinsel Hörnum zu. Die lustig besagten Sandburgen der Wadegäste lagen schon hinter mir, es wurde immer menschenleiser. Nur ein paar Kinder mit nackten Füßen warteten noch vor mir durch das flache Wasser der heranströmenden Wellen und zogen sich jubelnd zurück, wenn ein größerer Wogenstich auf sie eindrang. Und dann einige fliegende Möwen in der Luft und eine Schar pfeilschneller Seeschwalben, die elegantesten Flieger, die man sich denken kann.

Meine Schritte führten auf bunten Wälschschalen, die das Meer ausgespielt hatte. Hin und wieder blühte ich mich, um eine besonders schöne aufzunehmen und in die Tasche zu stecken oder irgendein Segenwälsch zu betrachten, das zu meinen Füßen lag. An einer der ins Meer hinausgebauten Steinbänke, Bänken genannt, suchte ich nach einem Seelken, sollte aber keinen entdecken. Als ich von dem Wellenort auf den Strand zurückging, sah ich etwas am Fuße der Dünen liegen. Es war ohne Bewegung und schien ein Mensch zu sein, der dort der Ruhe pflegte. Langsam kam ich näher. Es war eine schlanke weibliche Gestalt, die auf einem grünen Tuch ausgebreitet lag.

Nun stand ich vor ihr. Sie hatte den einen Arm unter das blaue Wälschhaar gelegt und die Augen, die von aufsteigenden Wimpern beschattet waren, geschlossen.

Sie war schlank. Die Haut des Armes, die sie unter dem Ärmel hielt, und dessen Spitzenbedeckung bis zum Ellenbogen hinaufgeglitten war, glänzte bläulichweiß und hatte einen Ton wie Atlas. Ein paar hellblaue Adern durchzogen ihn und eroberten eine Blässe.

Sie trug eine dunkelblaue Robe, den Rock schmutz- und faltenlos, den Hals bis oben hinauf bedeckt. An ihren Füßen saßen weiße Schuhe, über ihnen bis zum Saum des Kleides schimmerten silberne Seidenstrümpfe.

Neben ihr lag ein großer roter Schlapphut. Die eine Hand ruhte, nach der Seite hin ausgestreckt, im Sande, mit den Fingern nach oben, während sich die Finger ein wenig in den Sand gegraben hatten.

Ich rührte mich nicht, ja, ich atmete kaum. Aber plötzlich, während sie sonst reglos blieb, taten sich ihre Augen auf. Sie richteten sich voll auf mich, sehr groß, ohne Verwunderung, schwarz und kühl. Sie packten nicht in dieses Gesicht. Geschlossen, mit den langen Wimpern — wundervoll. Aber in dieser ruhigen, weissen Offenheit — nein. Es waren schöne Augen, aber sie waren leichtfertig, voll Lieberlegenheit, und es lag eine Welt von Erfahrungen darin.

„Nun?“ fragte das Mädchen gedehnt, indem es seine Lage beibehielt. „Ihre Stimme war schön. Aber sie paßt zu den Augen. Als sie sprach, ließ sie durch die Finger der seitwärts gestreckten Hand langsam Sandkörner rinnen.“

„Ich kam hier vorüber, sah Sie liegen und betrachtete Sie. Dürfte ich das nicht?“

„Ich gestehe offen: fände ich Sie noch einmal so — ich täte es wieder.“

Nach einer kleinen Pause sagte sie mit verändertem Ton: „Aber jetzt will ich Sie erst einmal begreifen.“

Sie reichte mir lächelnd die Hand, die eben noch mit dem Sand gespielt hatte. Ich drückte mich, nahm sie und führte sie an die Lippen. Dann nannte ich meinen Namen.

„Nun wollen Sie auch meinen Namen wissen — nicht wahr?“ fragte sie. — Ich nickte.

Sie sah mich einen Augenblick lustig von der Seite an, dann legte sie beide Hände übereinander auf die Stelle der Brust, wo sich das Herz befindet, sah schmachend zum Himmel und hauchte mit übertriebenem Rhythmus: „Martina!“

Ich hatte diese reizende Komik gar nicht bei ihr vermutet. Sie bestrich mich damit. Und sonderbar, auch ihre Augen nahmen mich sehr gefangen. Ich sah nichts mehr an ihnen oder dem, was mich vorher daran verstimmt hatte. Sie waren schön, hinreißend schön. Wie hatte ich nur erst so philistinhast philosophieren können! Und dann der Mund, dieser zarte, weiche, läppige Mund.

„Ich will jetzt aufstehen“, sagte sie, „wir wollen ein wenig gehen.“ — Und dann: „Helfen Sie mir.“

Ich gab ihr die Hände, und sie richtete sich auf. Sie war fast so groß wie ich. Ich legte ihr grünes Tuch zusammen, das noch von ihrem Körper warm war, und warf es über die Schultern. Dann reichte ich ihr den Hut, den sie mit einer langen Wälsch im Haar befestigte.

„Dort hinunter“, sagte sie, indem sie nach Süden zeigte, „also dem Bade und den Menschen abgekehrt.“

Ich bot ihr den Arm. Sie legte den ihrigen ohne Zögern hinein. Dann gingen wir, in einem sonderbaren Schweigen, unter dem sich unsere Empfindungen verbergen, wie die Glut unter der Asche. Wenn wir zuweilen etwas sprachen, galten unsere Worte den silbernen Möwen, die über uns sich tummelten und schrien. Wir lachten sie und streckten die Hände

Du hast da, siehst, wenigstens betäubt von Sonne und Farben, unter dem unablässigen, drohenden Donner der Klutemacht auf dies kleine Spiel. Oder du sitzt auf dem Rand eines einsamen, halb ins Wasser hineingeschobenen Rahmes, siehst zu, wie in der Ferne sechs Gestalten, in allem weiten, weissen Sand nicht größer als Flöhe, ein Boot ins Wasser ziehen. Dünn und eintönig, fast melancholisch in seinem ihren Bewegungen angelegtem Rhythmus, dringt der Gesang zu dir her, mit dem sie ihre Arbeit begleiten. Es ist ein alter, wunderlicher Arbeitslied. Vielleicht zogen unter ihm schon die Wälscher ihre Seebarden ins Meer. Wie klein und dunkel und einsam in der verlorenen weissen Strandbude da zu trüben vor dem hellen, dunkelpurpurnen gestauten Wälschschutt! Sie wissen es kaum. Sider nicht so wie du beäugst bummelnd feiernder Sommergast mit deinem leicht andächtigen, nachdenklich gerierenden Betrachtungen und Empfindungen. Es imponiert ihnen nicht weiter, kann ihnen nicht wehren, daß sie es befragen. Wo was? Jüres kleinsten Lebens Wälschdurst zu gewinnen. Und doch will's nicht annehmen, daß in ihrem Gesang da eine grobe, unbewußte, aber gott- und elementgeleitete Feierlichkeit liegt.

Dieser große, trübsinnig-wasserfrische Fischdunst, der beständig zu dir herhaucht! Getragen von dem gewaltigen, summen Rhythmus dieses ungeheuren, rhythmischen Gefühls! Seltener ist in ihm etwas wie von einer Fährte und zugleich von einem frisch elektrischen, ewigen, großen, geheimnisvollen Lebenshauch. Unbekümmert um dich flüstert er dir zu, wie urwälderförmig alles Lebens, Anbegriff allen Lebens und Ausgerbang, dem Wasser entfliehe.

Der du sitzt oben auf dem erhöhten Ufer, bei schon hereinbrechender Nacht, bei deiner Zigarette und einem Glas Wein, auf der Gabelberanda und blüht, das unaussprechliche, große Donnergedröhn im Ohr, zwischen Geranien von wildem Wein auf die ... wie ein großes Geheimnis vom mächtigen Dunkel verfliehe, agene, doch vom Mond beschimmernde Weite hinaus, hast, wie ein Symbol deines Lebens, deines störenden Lebensgefühls, das fernere, rhythmisch aufsteigende und verschwindende Wälschverpfländchen im Auge, dort, weit auf der Kinnke. Am wolkenlosen, im silbernen Glanz schwebenden Himmel steht rein und groß die Scheibe des Mondes, und dort, fast im Schimmer erfindend, die sieben diamantenen ... nischen des „Großen Varen“, die „Leier“ mit der schönen Wälsche, und die Schwingen feierlich stark dem ewigen Licht entgegengebreitet, der „Schwan“, und dort das Wälsch, die große, leise Drebung der schönen Strichpolarstern. Wälsch rufst du der Nachtwind im wilden Wein.

nach ihnen aus, indem wir mit den Fingern schmeckten. Es war ein übertriebenes Interesse, das wir an ihnen nahmen, und das bald ein Ende finden mußte. Ich war mit dessen auch wohlwollend, und während ich noch daran dachte, spürte ich plötzlich mit zweifacher Gefühlstärke den fremden, warmen Arm in dem meinigen. Ich sah die tüchtigen Möwen nicht mehr und fühlte ein feines Brädeln auf der Haut, an der Stelle, wo der Arm lag, dessen alabasterne Weisse mich so entzückte hatte. Es schloß mir verwehrend durch den Sinn, und ich begann diesen Arm zu drücken. Erst schien sie es nicht zu bemerken. Dann wurde sie ersticht.

„Sie tun mir weh“, sagte sie endlich, und ich bemerkte, daß sie ein wenig zuckelte.

„Es wird kühl“, entgegnete ich, „der Abend kommt. Soll ich Ihnen das Tuch umlegen?“

Sie nickte und benutzte die Gelegenheit, den Arm schnell aus dem meinigen fortzuziehen.

Ich faltete das Tuch, trat hinter sie und legte es ihr um die Schultern. Aber da ich es ihr umgelegt hatte, ließen es meine Hände noch nicht los. Ich bog ihren Körper so hinterüber, so daß ihr Kopf mit dem vollen Haar an meiner Schulter zu liegen kam, und küßte sie.

Die Sonne ging unter, orangefarbt. Das Mädchen machte sich los, zog das Tuch fester um die Schultern und sagte, ohne mich anzusehen: „Kommen Sie, es ist unerträglich einsam hier. Ich sehne mich nach Menschen. Wir wollen gehen.“

Sie eilte, nachdem sie meinen Arm abgewiesen hatte, nach Norden zu, mit Schritten, daß ich ihr kaum zu folgen vermochte. — „Wir wollen doch langamer gehen“, warf ich einmal ein, „wir sind doch keine Verfolgten.“

„Kommen Sie“, flüsterte sie wieder, „ich muß unter Menschen. Ich komme um so.“

Sie flog weiter. Ich, in der selbstsamsten Stimmung hinter ihr, immer die weiche, elastische Gestalt vor Augen, das scharfe Profil und das schwarze, starke Haar, das sich im Wind bewegte.

Als der an Menschen noch immer reiche Strand von Westerland vor uns lag, wurden ihre Schritte langsamer. Da wir uns dann unter die ersten Leute mischten, machte sie halt.

„Ich bin wieder ruhig“, sagte sie, mehr für sich als für mich. Dann, lauter, indem sie mir die Hand unter dem grünen Tuch hervorgab und wieder entzückte mich die Blässe des unergreiflichen Armes: „Wir wollen uns trennen. Gehen Sie. Und denken Sie nicht mehr an mich — hören Sie?“

Sie blickte mich nicht an, indem sie dies sagte. Ich zog ihre Hand noch einmal an die Lippen. Auch den Arm küßte ich, unbekümmert um die anderen Menschen.

Dann hatte sie mir den Arm entzogen. Sie wandte sich und schritt eine der Treppen zu den Dünen hinauf, langsam, Stufe für Stufe, indem ihre Hand sich müde auf das Geländer stützte. Sie sah sich nicht um. Ich stand und blühte ihr nach, bis sie verschwunden war. Dann begab ich mich zu Bekannten. In diesem Abend war ich der letzte, der den Strand verließ. Der Mond stand schon lange, fast gefüllt, hinter mir über der Heide, die Lichter in den Strandhallen waren ausgelöscht und keine menschliche Stimme mehr zu vernehmen. Ich sah immer noch auf meinem Schmel, sah auf die dunkelgrüne Fährte und lauschte den geheimnisvollen Klängen des Wälsches, das durch die Nacht ging, steigend und fallend, raumend und verfliegend, unaufhaltend. —

Ich verschob meine Abreise.

Am nächsten Tag, gegen Mittag, begab ich mich, während der Wind aus dem Pavillon der Kurpelle abgeriffene Klänge durch die Luft verwehte, zum Strand, in der Hoffnung, dem schönen Mädchen wieder zu begegnen.

Nach längerem Suchen sah ich sie, über ein Tuch gebeugt, in einem Strandkorb sitzen. Sie trug die Toilette von gestern, nur einen anderen Hut. Das grüne Tuch lag neben ihr. Ich näherte mich ihr, ohne das zu merken.

„Guten Morgen“, sagte ich, als ich vor ihr stand. Sie blickte überrascht auf, nachdem sie die rechte Hand auf die Stelle des Buches gelegt hatte, wo sie gerade las.

„Guten Morgen“, entgegnete sie. „Ah — Sie sind es? Ich habe es mir gedacht, daß Sie zu mir kommen würden. (Da lachte sie.) Aber ich frage Sie: Was wünschen Sie von mir? Können Sie sich mit gestern nicht begnügen? Und dann: Heute abend kommt mein Baron. Ich bitte Sie, inländisch, mich nicht mehr zu kennen. Um Unannehmlichkeiten zu vermeiden.“

Ich stand wie angeordnet. Da machte sie eine flinke, ungeduldige Handbewegung: „Wille, gehen Sie.“

Es lag ein Klang in ihrer Stimme, der heraufkommenden Groll veränderte.

Nun war ich gefaßt und stieß, wie sie zuvor, ein stilles Lachen aus. Dann ging ich, lieber mir machen zwei Möwen einen zänklichen Kampf. Die eine suchte der anderen einen Brotdorn abzugeben. Ich sah den Tieren, deren glänzenden weissen Gefieder entzündend gegen den hellblauen Himmel abfiel, eine Weile zu. Dann schritt ich weiter, hart am Wasser entlang, und ließ mir die Schale vom Schaum der zerfliegenden Wellen nehen.

Am folgenden Tage reiste ich ab.

Der seltsame Tod Heinklers.

Stizze von Anton C. Zisch.
Bert Heinklers Vermögen wurde auf gut dreißig Millionen Mark geschätzt. Warum er da in einem einsamen Ziegelhaus von San Francisco, Chinestadt wohnte? Man wußte darauf ebenjedenfalls eine klare Antwort wie auf vieles andere, das diesen bogenen alten Mann mit den unruhigen, grünen Augen betraf.

Nun, die Chinestadt liegt ja in Frisko nur fünf Minuten von den vornehmen Geschäftszentren entfernt, ein paar Minuten von Market und North-Street und Grant Avenue, die Hauptstraße des Chinestadtviertels ist eigentlich nur äußerlich schmucklos. Für die Touristen hergerichtet, die mit immer gleich großem Vergnügen diese größte Chinestadt außerhalb des Reiches der Mitte besahen.

Heinkler interessierte sich auch für die alten Seiten der Maken, die trotz Luxusautos und Banketten, trotz amerikanischer Anzüge und Konsumkino ihres Viertels fest zu ihren Tögen halten, ihren manchmal geheimen Vereinigungen. Oft konnte man Heinkler in den Tempeln sehen, die im zweiten Stock der chinesischen Klubbhäuser untergebracht sind. Ganz klein sind diese Tempel, denn die Chinesen beten nicht in Gemeinschaft, sie kommen allein, zu allen Tages- und Nachtzeiten, immer, wenn sie Rat und Hilfe brauchen. Stürzung durch ihren uralten Glauben. Wie der älteste „Chint“ ging Heinkler sofort auf das große Gong zu, das jeder chinesische Tempel enthält, wie ein alter Buddha schlug er mit beiden Händen das Gong, um damit alle bösen Geister zu vertreiben. Und dann warf er die beiden Glückstäbe, glatt auf einer Seite, oval auf der andern, um auf chinesische Art zu erfahren, ob der Tag Geschäftlich günstig sei oder nicht. Man wirft die Stäbe in die Luft. Fallen beide auf die gleiche Seite, dann werden die Götter nicht helfen, dann soll man lieber nichts unternehmen. Streuen die Stäbe sich aber, dann kann das Glück nicht ausbleiben.

Drei Tage nun hatte Heinkler schon die Glückstäbe geworfen. Drei Tage lang war die Konstellation ungünstig geblieben. Heinkler schloß sich in seiner Wohnung ein, er begann langsam Furcht zu bekommen. Nicht Furcht aus Aberglauben allein. Furcht, die vielleicht im Alter ihren Grund hatte. Die Nerven wollten nicht mehr, die Anspannung der letzten zwanzig Jahre hatte sie verbraucht. Immer schwerer wurde es. ...

Seit Monaten schon begann Heinkler sich von den Geschäften zurückzuziehen. Er kündigte Kredite, er verweigerte die Teilnahme an neuen Unternehmungen. Seine Kunden aber waren vernünftigen Ueberlegungen wenig zugänglich. Da sollten 300 000 Mark für „ah bin yun“ bereitgestellt werden. Da verlangten die Rogers & Co. „jwanzi Tausen

der für drei neue Maschinenwerke. Da brauchte da Klubschande eine völlig neue Ausrüstung, weil sie bei dem Ueberfall auf die Citybank alle Werkzeuge zurücklassen mußte. Wieder vierzigtausend. Und alle vertrugen einfach keine Abgabe. Alle drohten. Alle hatten seit Jahren Heinkler als ihren Bankier gekannt und wollten nicht eben jetzt einen neuen suchen. Deshalb, die Geschäfte hatten Millionen gebracht. Geld an Banken zu leihen lohnte. Heinkler hatte seine dreißig Millionen nur damit verdient ... Und jetzt?

Da war Hart, der als ganz kleiner Gauner begann. War nun steil im Aufstieg, hatte dem Allen schon Hunderttausende verdient. Hart, die große Hoffnung des Allen. Aber als dem Jungen zwei ganz tolle Sachen gelang, stieg ihm der Ruhm zu Kopf und er gab mehr aus, als er verdiente. ...

Schluß machen, Schluß machen mit all diesen unsicheren Sachen! Als Heinkler dem jungen Hart sein neues Kapital gab, kam es zum Bruch. Drei Tage war das nun her. Und Heinkler begann schlaflose Nächte zu haben. Die anderen? Feige waren sie. Feige, trotz ihrer Maschinenwerke. Sie würden ihm nichts tun. Wußten ja nicht, ob er nicht ein belastendes Testament gemacht hatte. Aber Hart? Der war jung, unklug, unbeherricht ...

Heinkler beschloß, sich zu anderen Gedanken zu zwingen. Er fuhr aus. Theater, Nachtclub ... Nieß noch seine Sekretärin an, die einzige, die wußte, welche Art von Geschäften eigentlich betrieben wurde, die einzige, die verlässlich war. Sie erinnerte ihn daran, daß er den alten Stahlhantel hatte aufhängen lassen. Sie sollte es allein tun, entschied Heinkler. Würden wohl kaum interessante Dinge darin sein. Was ihr unverständlich sei, solle sie ihm auf dem Schreibtisch legen.

Warum hatte sie ihn daran erinnern müssen? Der alte Stahlhantel enthielt noch allerlei, wertlose Schmuckstücke, wertlose Schmuckstücke aus der Zeit, da Heinkler sein Geschäft anfang. Da er selber in den Händen des alten Wälsch war, dieses verfluchten Wälschers und Gauners, der ihm acht Jahre seiner Jugend gekostet hatte. Heinkler mußte noch während der Duertiere an die graumale Zeit von damals denken. Jwanzi Jahre. ... Damals war er jung gewesen und unklug wie jetzt Hart. Damals dachte er Tag und Nacht an Mord, damals hatte er nur eine Sehnsucht: Wälsch, seinen Chef und Tyrannen, umzubringen. Wegen einiger Wälsch, die der von ihm hatte.

Nun, man vergißt schließlich viel in den Nachtclubs von San Francisco. Heinkler kam vergnügt nach Haus. Fast durchlos.

Das erste, was er sah, war ein Briefumschlag auf seinem Schreibtisch. Zitternd öffnete Heinkler das Papier. Das Gefühl sagte ihm, daß es nichts Gutes sein konnte. Ein Blatt, mit drei Zeilen Maschinenwerk. „Ich krieg Dich doch. Heute noch. Du wirst nicht länger machen, was Du willst.“

Heinkler ließ den Zettel fallen. Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er sah noch einmal die Fenster nach, sperrte die Tür ab. Schwer fiel er in einen Stuhl. ... Er sprang auf und lief in dem großen Raum auf und ab. Er trank ein Glas Whisky. Er rang mit seiner Feigheit, kämpfte um irgend einen Ausweg. ... Wann wohl Hart kommen würde? Mechanisch schaltete Heinkler das Radio ein. Musik, eine langsam aufsteigende Musik. In ein feines, stilles Violoncello drang dann das scharfe Klappen an der Tür. ... Wie war Hart zum Haus zurückgekommen? Wieder ein Klopfen ...

Heinkler sprang auf, mit einem Satz war er bei dem kleinen Schreibtisch. Einen münzigen Revolver in der Hand, auf den Knien kniend, schloß er zur Tür. Nein, er würde sich nicht von diesem Hart umbringen lassen wie eine gefangene Ratte. Die Waffe unter, als Heinkler die Stelle an der Tür suchte, hinter der Hart sein mußte. Er abdrückte und siebenmal hintereinander ein scharfer Knall die Stille des Zimmers zerriss, da war die Hand ruhig geblieben. Sieben kleine Löcher im Holz, in einer einzigen Linie. ...

Draußen hörte ein Mensch auf. Heinkler taumelte leicht. Kaltweiß war er im Gesicht geworden. Die Pistole fiel frachend zu Boden. Ein schwerer Körper schlug auf. Heinkler war vom Schlag getroffen worden. —

Dann traf die Polizei ein, die der kleine Telegraphenjunge geholt hatte, der zu dem erschrockenen Vate, über dessen Kopf sieben Revolverkugeln hinweggeschossen waren. Heinkler war schon tot. Die Beamten konnten nur noch mehr nach dem Fourgon telefonieren. Und die Sekretärin des Unterweltbankiers ins Verhör nehmen. Sie hatten das vergiftete Blatt mit der maschinengeschriebenen Drohung gefunden. Jwanzi Jahre mindestens war der Brief alt. Die Sekretärin erklärte, daß sie ihn im alten Geldschrank gefunden und ihn auf den Schreibtisch Heinklers gelegt habe, weil sie nicht wußte, was das bedeuete.

Heinkler hatte nicht gemerkt, daß es jener Drohbrief war, den er selber an Wälsch geschrieben hatte, ohne doch je den Mut zu finden, ihn abzuschießen. Der alte Wälsch starb friedlich in seinem Bette. Bert Heinkler an seinem eigenen Drohbrief.

Der Ruf nach der Wildnis.

Kleine Geschichte von Gerda v. Below.
Dicht am Walde, nach Osten zu, gemächlich am Rande der Kolonie steht ein merkwürdiges Haus. Hell erhebt es sich aus einem Garten mit sehr gepflegten, quadratisch abgetheilten Rasenflächen. Mitten im Grün stehen — Blumen? Nein! Zahme Klee, zahme Gänselein, reglos, starr, aus braun-gestrichenem Metall.

Auf dem Wasserbeden eines Springbrunnens ruhen viele leblos zwei große, lebendige Schwäne. Oft bin ich an ihnen vorbeigegangen, zögernden Schrittes und sehr bedrückten Herzens; ich schämte mich.

Wie Schwäne haben mich nicht an. Sie regten sich nicht. Sie blieben steil inmitten des Kreises, als hätten sie schon am ersten Tage darauf verzichtet, den Kreis zu durchbrechen, um an die allzu enge Rinde nicht erst gemahnt zu sein. Manchmal hielten sie den Kopf ein wenig schräge. Sie starrten bohrenden Auges durch schimmernde Wälschen auf flachen Grund. Einlamkeit, die nicht einmal abgründig war. Himmel ohne Raum und Tiefe, leerer Schemen. ...

Drängen sie mit dem Strahl der Sonne durch ewige Bilder, so stehen sie talch auf toten Stein. Stein, der nicht einmal gewachsen war in den Wehen der Welt! Einander schenken sie keine Beachtung. Auf drei Quadratmeter Lebensfläche stirbt selbst die Liebe, und jede Regung sinkt in dumpfen Schlaf.

Nur einmal. ... An einem Sonntagmorgen war es. Die Tür zum Garten stand offen; auch einige Fenster waren geöffnet. Aus dem Innern des Hauses drang emsiges Rasen und Schnarren. Der leidige Sommergast, der seinen Rasen damit verbrachte, planlos am Radio herumzufahren, stieß nach längeren vergeblichen Anstrengungen auf die glückliche Welle mit furchtbarer Pflichtigkeit. Er trat dabei mitten auf einen angedrochenen Satz, der die Stille des Gartens mit Stenogrammstimmte zerriss. Die beiden Schwäne fuhren sich auf. Durch ihre Körper lief ein Wehen wie unter einem Fieber, und der eine, der größere, redte die preisigen Flügel weit aus, peitschte die Luft und — schrie! Es war ein einziger Trompetenton, ein langer, über, namenlos Schrei, den die gepreßte Seele ausstieß, groß und dunkel, von jener erst- und letztmaligen Schrecklichkeit, die von den Wurzeln des Seins absprißt über die Drohung in Grauen und Tod.

Der Kautsprecher ging weiter. Der Schwan, in Furcht vor seiner eigenen Stimmkraft, zog matt das Haupt an die Brust gedrückt, von seinem Weibe mit Rauschen begleitet. ...